

Das Geheimniß des Schuldgefängnisses.

Erzählung von Felix Villa.

1.

Vor dem düstern Thore in der hohen Umfassungsmauer des Schuldgefängnisses Ainas Bend in London erschien an einem trüben Apriltag des Jahres 1885 ein junger Herr und beehrte Einlaß, worauf er zunächst zu dem Direktor geführt wurde, der ihn höflich fragte: „Wer sind Sie, bester Sir?“

„Edmund Howell ist mein Name,“ erwiderte der junge Mann. „Ich bin Professor in einer Apotheke in der Solborkstraße.“

„Und Sie wünschen?“

„Einen der Schuldgefängnisse zu sprechen.“

„Zu wem wünschen Sie geführt zu werden?“

„Zu dem deutschen Doktor Johann Joachim Becher, der seit reichlich einem Jahre sich hier befindet.“

„Ganz recht. Dieser deutsche Aemterteiler und tolle Projektentworfener hat es verstanden, einige vertrauensselige Leute zu täuschen und große Schulden zu machen.“

„Nun, er ist jedenfalls ein ausgezeichnetem Chemiker, den ich in einer wissenschaftlichen Angelegenheit zu befragen wüßte.“

„Zum Glück kommen Sie nicht zu spät; noch befindet er sich unter den Lebenden.“

„Wie?“ rief Howell bestürzt. „Ist er so krank?“

„Zeit etlichen Tagen schwebt er zwischen Leben und Tod.“

„Sag er denn gute Botschaft hier?“

„So gut es sich thun läßt. Er ist ja selbst Arzt und braucht keinen Kollegen aus der Stadt, wie er sagt. Ein gewisser Erasmus Jarvis ist immer bei ihm und pflegt ihn.“

„Auch ein Schuldgefängnisse?“

„Jawohl. Auch ein Charakterist, ein Alchimist, der bei dem vergeblichen Bemühen, Gold zu machen, nicht nur sein eigenes Geld, sondern auch das anderer Leute durch den Schornstein hat fahren lassen. Wenn Sie sich vielleicht auch mit solchen alchimistischen Phantastereien beschäftigen sollten, dann mögen der deutsche Doktor und dessen Freund Ihnen zur heilsamen Warnung dienen.“

„Ich bin Chemiker, aber kein Alchimist,“ versetzte der junge Mann. „Nicht über künstliches Gold will ich mit dem Doktor reden, sondern über eine andere und vielleicht recht nützliche Substanz.“

„Umso besser!“ rief der Beamte und klingelte.

Ein Aufseher kam herein und erhielt den Auftrag, den jungen Mann zum Doktor Becher zu führen.

Das große Schuldgefängniß glich fast einer kleinen Stadt. Denn es bestand aus einer Menge von Gebäuden, in welchen die Gefangenen in mehr oder weniger guten Zimmern wohnten und jeder nach seiner Weise leben konnte, wie er wollte. Es gab da viele schuldfangene Handwerker, die ganz ruhig ihre Geschäfte weiterbetrieben. Solchen Gefangenen, die über Geldmittel verfügten oder sich Unterstützung von außen verschaffen konnten, erging es überhaupt ziemlich erträglich.

Zu diesen beglückteren Insassen von Ainas Bend gehörte der deutsche Doktor nicht. Davon überzeuete Edmund Howell sich gleich, als er bei ihm eintrat. Ein wackler Tisch, ein alter Stuhl, ein schlechtes Bett bildeten den Hauptinhalt des Mobiliars. Auf dem Bette lag der Kranke, ein fünfziger mit bleichem, abgezehrtm Antlitze, leidend und erschöpft zum Sterben, abgehebt an Seele und Leib von dem rastlosen Kampfe um das tägliche Brot und von der Gier nach Gold und Ruhm.

Dahin war es also mit dem weitberühmten Doktor gekommen, dessen wissenschaftliche Forschungen in der gelehrten Welt großes Aufsehen erregt und dessen phantastische Projekte noch viel mehr Lärm gemacht hatten. Universitätsprofessor und Leibarzt mehrerer deutschen Fürsten war er gewesen. In Sidamerita am Orinotofluß hatte er eine große deutsche Kolonie gründen wollen und was dergleichen Pläne noch mehr waren. Weder in Deutschland, noch in Holland, noch in England war es ihm damit geglückt. In bittern Glend war er schließlich gerathen.

Erasmus Jarvis, der Alchimist, ein älterer Mann, der sich mit möglichst älterer Würde in einem langen zerlumpten, taftanähnlichen Schlafrock gehüllt hatte, war bei ihm. „Sie wünschen also Doktor Becher zu sprechen?“ fragte er lauernd.

„Ja, Sir,“ versetzte der junge Mann. „Hoffentlich ist sein Befinden derart, daß ich ihm mit meinem Begehren nicht gar zu lästig fallen werde.“

„Er ist zwar sehr schwach und hinsichtlich der Befinnung, und er versteht noch recht wohl, was man ihm sagt.“

„Beide näherten sich dem Bette. Doktor Becher richtete einen fragenden Blick auf den fremden Besucher. Dieser nannte sich, sagte, daß er Apotheker und Chemiker sei, und sprach zunächst sein Bedauern aus, daß er den berühmten Gelehrten in diesem traurigen Zustande finde. „Wenn Sie nur wieder gesund werden, Herr Doktor, können Sie vielleicht doch noch zu großem Glück und Reichtum gelangen,“ schloß er.

„Wieso?“ flüsterte der Kranke erschaut und ansehend ungläubig. „Nun waren ja freilich in seinem Le-

ben schon so viele Träume von Glück und Reichtum täglich zerfallen.“

„Dadurch, daß Sie mir Auskunft geben, und ich Ihnen dann meine Idee anvertraue,“ erklärte der Professor. „Sie haben im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre drei behaltene Werte über Chemie und Alchimie in lateinischer Sprache verfaßt.“

„Wier,“ murmelte der Kranke.

„Nur drei davon sind mir bekannt. In einem dieser Werte habe ich neulich eine Notiz gefunden, die mein höchstes Interesse erregt.“

„Welche denn?“

„Sie berichten da über Ihre Forschungen in Bezug auf die chemischen Eigenschaften der Steintohlen.“

„Ja,“ leuchtete der Kranke. „Ich weiß jetzt, welche Stelle Sie meinen.“

„Und Sie behaupten, freilich ohne auf die Beschreibung des Verfahrens sich genauer einzulassen, es sei möglich, aus Steintohlen ein dickflüssiges Öl oder richtiger einen Theer zu destilliren, der im höchsten Grade überreichend sei und also verhältnißmäßig praktisch von keinem Nutzen, obgleich er möglicherweise billiger hergestellt werden könne als Holztheer, besonders als der angenehm und kräftig duftende russische und schwedische Birken-theer. Sie erwähnen auch, die Bereitung des Kohlentheers müsse wegen des dabei sich entwickelnden giftigen Dunstes mit äußerster Vorsicht geschehen, weil sonst Lebensgefahr dabei sei. Durch diesen Kohlentheer können jetzt vielleicht Sie und ich zu unbegrenztem Reichthum gelangen; deshalb bitte ich Sie um genaue Auskunft über das von Ihnen angewandte Verfahren.“

„Sie haben eine Idee zur praktischen Verwertung meiner Entdeckung?“ fragte der Kranke.

„Ja,“ versetzte der junge Mann. „Meine Idee möchte ich aber nur Ihnen allein mittheilen.“

„Ich verstehe!“ rief der bisher aufmerksam horschende Erasmus Jarvis. „Durch eine kleine Thür neben dem Bette ging er in sein eigenes Zimmer, das nur durch eine dünne Bretterwand von Doktor Becher's Stube getrennt war. Er schloß die Thür hinter sich. Man sah ihn nun nicht mehr, sah also auch nicht, wie er sein Ohr an eine Ritze in der Bretterwand legte und angelegentlich lauschte. Wirklich konnte er ziemlich gut verstehen, was im anderen Zimmer gesprochen wurde, obgleich Edmund, über den Kranken sich neigte, keine Stimme dämpfte.“

„Bitte, hören Sie mich nun aufmerksam an, Herr Doktor!“ sagte der Professor. „Um das Holzweert der Schiffe zu conserviren, besonders soweit es nach außen sich unter der Wasserlinie befindet, hat man von jeher einen dicken Anstrich von Holztheer gebraucht, der aber in den tropischen Gewässern die äußerste gefährliche und also höchst schädlichen indischen Bohrwürmer heineswegs von dem Einbringen in das feste englische Eichenholz, das ja meist bei uns zum Schiffsbau verwandt wird, abhält, ja sogar sie vielmehr anzuloden scheint, so daß so manches schöne und theure Schiff dadurch viel früher untauglich wird, als sonst der Fall sein würde. In Holland ist man in den seefahrttreibenden Staaten darüber besorgt geworden und sinnt auf Abhilfe; in England thut man das jetzt auch. Die Direktoren der Ostindischen Compagnie haben kürzlich eine Belohnung von dreitausend Pfund Sterling ausgesetzt für den Erfinder eines Schiffsanstrichs neuer Art, welcher die Eigenschaften haben soll, die indischen Bohrwürmer nicht anzuloden, sondern sie vielmehr zu vertreiben. Ich bin nun auf den Gedanken gerathen, daß wahrscheinlich der von Ihnen entdedte Steintohlen-theer, eben weil er so überreichend und mutmaßlich giftig ist, sich ganz vorzüglich dazu eignen möchte. Wir könnten also voraussichtlich die hohe Belohnung und auch sonst noch viel Geld verdienen durch die Fabrication von Steintohlentheer.“

Ueber das bleiche Antlitze des Doktors flog ein leises Schimmer freudiger Erregung. Ja, der junge Pharmazent hatte zweifellos recht. Der sterbende Chemiker sagte: „So habe ich doch nicht ganz vergebens gelebt und geforscht! Etwas, das ich herausbrachte, wird mir zu dauerndem Ruhme gereichen! O, jetzt nur leben — leben — leben!“

„Ach, es war der letzte Sonnenblick gewesen in seinem irdischen Leben. Die Aufregung war zu groß. Er rückte noch einige unveränderliche Worte, atmete schwach, immer schwächer, zuletzt gar nicht mehr. Befürzte neigte Edmund sich über ihn. Keine Spuren des Lebens mehr. Die letzte Freude, die ihm auf Erden vergönnt gewesen, hatte sein Ende beschleunigt.“

Erasmus Jarvis kam auf den Ruf Howell's herein und drückte dem Verstorbenen die Augen zu.

„Haben Sie Ihren Zweck noch erreicht, Sir?“ fragte er dann.

„Leider nicht,“ antwortete der junge Mann.

„Es handelte sich um Steintohlentheer?“

„Ja, Sir.“

„Ich weiß seit lange, daß mein gelehrter Freund, der eben in's bessere Jenseits hinübergeschlümmert ist, einen solchen Theer entdedt hat. Leider ist es das stinkendste, gräßlichste Theeröl, das sich denken läßt; es ist zu gar nichts nützlich.“

„Ich glaubte, das Gegenheil sei der Fall.“

„Dann haben Sie sich gründlich geirrt.“

„Gut Doktor Becher Ihnen das Verfahren in Bezug auf die Gewinnung von Steintohlentheer mitgetheilt?“

„Nein, Sir. Mir war und ist auch an dem Recept gar nichts gekomen.“

„Er ahnt nichts,“ dachte Edmund im Stillen sehr zufrieden. „Gott sei Dank, er weiß nichts von meinem Gedankten zur praktischen Verwertung des Steintohlentheers. Das Geheimniß des Toblen werde ich zu erriethen im Stande sein, und dann wird der große Vortheil mir allein gehören.“

Nach einigen höflichen Worten verabschiedete er sich und achtete dabei nicht auf das spöttische Lächeln des Alchimisten.

Edmund Howell verließ das düstere Schuldgefängniß Kings Bend. Da es sein dienstfreier Nachmittag war, brauchte er nicht nach der Apotheke in der Solborkstraße zu gehen, vielmehr legte er sich zu seiner Braut, um ihr das unbedeutende Ergebnis seines Besuchs beim Doktor Becher und dessen Tod mitzutheilen. Das junge Liebespaar war arm. Howell wünschte durch die von ihm ausgekommene Kohlentheer speculation rasch zu Geld zu kommen, um dann eine Apotheke zu kaufen oder einzurichten und demnächst heirathen zu können. Dies schone und ehrenswürdige Ziel schien aber leider unter den nun eingetretenen Umständen noch in recht weite Ferne gerückt zu sein.

2.

Erasmus Jarvis glaubte mit Zuversicht, sich jetzt aus der bösen Klemme, in die er gerathen war, befreien zu können. Wegen einer Schuld von neunhundert Pfund Sterling sah er in Kings Bend. Er hatte einen wohlhabenden Freund, den Londoner Steintohlenhändler Tobias Abery, der sich auch, wie so viele Leute zu jener Zeit, zur Liebhaberei und Goldgier gelegentlich mit Alchimie beschäftigte. Da er durch Jarvis' vergebliche Experimente bereits viel Geld zugelegt hatte, war er nicht geneigt gewesen, für diesen noch ein weiteres Geldopfer zu bringen, um ihn vor der Schuldhaft zu bewahren. Nun aber schrieb der pfiffige Erasmus ihm einen langen, ausführlichen Brief und wußte ihm die von Edmund Howell ausgesonnenen Kohlentheer speculation in so günstigen Licht darzustellen, daß Abery, nachdem sein Interesse mächtig erregt worden, ihn alsbald im Schuldgefängniß besuchte, dort gründlich mit ihm die Angelegenheit besprach und sich darauf einließ, sein Kompagnon zu werden. Zunächst bezahlte er für ihn die Schuldschuld, woraus Jarvis Kings Bend verließ und zu seinem Freunde in's Haus zog, um dort in einem stillen Hintergebäude, in dem bereits ein alchimistisches Laboratorium eingerichtet war, in größerem Umfange Probeversuche zu machen, aus Steintohle Theer herauszubestilliren in eigens dafür angefertigten großen thönernen Retorten.

Mehrere Wochen laboriren sie eifrig darauf los, und die in der Nachbarschaft wohnenden Leute beklagen sich häufig über den vom Hintergebäude her sich verbreitenden entsetzlichen und widerlichen Dunst. Es war das bei den Destillations-Experimenten entstehende Leuchtgas, welches Jarvis und Abery schwere Sorgen bereitete, weil sie auf keine Weise diesen seltsamen und gefährlichen Dunst zu verhindern oder in ihre Gewalt zu bannen verstanden.

Eines Abends kam Erasmus triumphirend mit einem Blednapf in der Hand in das Vorderhaus und trat zu seinem Kompagnon in's Zimmer.

„Endlich ist es geglückt!“ rief er. „Aber ich habe freilich heute auch den Ofen besonders stark geheizt. Schau her, Tobias!“

Abery beschaute und prüfte mit der Spitze eines Fingers die ölige und überreichliche schwarze Flüssigkeit in dem Napf. „Das also ist Steintohlentheer?“ fragte er. „Aber abscheulich riecht es.“

„Was ist daran gelegen, wenn's nur recht viel Gold einbringt!“

„Glaublich Du, daß die Massenfabrication möglich ist?“

„Ganz gewiß, sobald die dafür erforderlichen Einrichtungen getroffen sind.“

„Und kann voraussichtlich der Preis dafür billiger gestellt werden als für russischen und schwedischen Holztheer?“

„Jedenfalls um mehr als die Hälfte billiger.“

„Dann werden wir bald Millionäre sein, Erasmus, besonders wenn der Kohlentheer sich wirklich zum Schutzanstrich für Schiffe eignen sollte.“

„Ich zweifle daran nicht.“

„Im — Doktor Becher ist auf dem Armenfriedhof eingekerkert worden?“

„Jawohl.“

„Nun, lieber Erasmus, wenn wir durch ihn, den genialen Urheber dieser wichtigen Entdeckung, reich werden wollen, wir ihm ein Ehrenrentmal setzen lassen.“

„Von Marmor, lieber Tobias! Ja, ich bin ganz Deiner Meinung. Wenn's erlaubt wird, soll's in der Westministerabtei errichtet werden neben den vielen Dentmäilern anderer berühmter Männer.“

Er wandte sich zum Gehen.

„Du willst wieder in's Laboratorium?“ fragte Abery, ihm die Stubenthür öffnend. Ein widerlicher, stehender Geruch, der alle Räume durchdrang, machte sich unangenehm bemerkbar. „Teufel, was ist das heute Abend für ein gräßlicher Dunst!“

„Heute ist es schlimmer als je, das gebe ich zu. Aber ich heizte ja auch den Ofen so überaus stark und sechs große Retorten sind noch mit Kohlen im Schmelzfluthzustande angefüllt. Das

ist die Ursache. Ich muß jetzt sogleich danach sehen.“

Als er in's Laboratorium trat, drang ihm ein so unheimlicher Gasdunst entgegen, daß er entsetzt zurückweichen mußte. Es war aber schon zu spät. Plötzlich erfolgte mit gewaltigem Analle eine fürchterliche Explosion. Alles um ihn her stand in Feuer, und in dieser Flammenlohe stürzte er zu Boden. Das Hintergebäude gerieth in Brand.

Polizeibeamte, Wächmannschaften und hilfsbereite Bürger eilten herbei und hatten große Mühe, weiteren Feuerschaden zu verhüten.

Nachdem nachher der Schutt aufgeräumt worden war, fand man die verhoffte Leiche des Alchimisten Jarvis.

Es fanden über den eigenthümlichen Vorfall polizeiliche und gerichtliche Verhöre statt, in welchen Tobias Abery wahrheitsgemäß Auskunft gab über den sonderbaren Sachverhalt, welcher Aufsehen erregte und bald in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Auch Howell hörte davon und entsetzte somit zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß er von dem pfiffigen Erasmus getäuscht worden sei, daß dieser ihm um die neue Idee habe betrogen wollen.

Nach reiflicher Ueberlegung begab Edmund sich zu Abery, um mit ihm über die Angelegenheit zu sprechen und ihm vorzuschlagen, nunmehr mit ihm den Urheber der Idee, gemeinsame Sache zu machen.

Aber der durch so viel Mißgeschick beinahe ruinierte Steintohlenhändler wollte sich durchaus nicht darauf einlassen. Er vernünftigte seine Vertrauensseligkeit, seinem todtten Freund Erasmus, den todtten Doktor Becher und auch den lebenden Professor Howell.

Dieser suchte nun anderwärts Unterstützung für sein Streben und wandte sich an die Direktoren der Ostindischen Compagnie. Diese unterbreiteten seinen Vorschlag einem gelehrten Sachverständigen, der äußerst ungünstig darüber urtheilte, den Doktor Becher einen Phantasten und Narren, Erasmus Jarvis und Tobias Abery ein paar hirnlose Schwachköpfe und den Professor Howell einen überspannten Projektentworfener nannte.

Der solchermaßen abgewiesene junge Pharmazent probirte dann in seinem Eifer im Kleinen die Destillation der Steintohlen im Laboratorium der Apotheke. Als sich aber dabei der widerliche Gasdunst sehr bald bemerklich machte, unterlagte sein Prinzipal ihm streng solche gefährliche und vermeintlich unnütze Experimente, indem er ihn im Nichtbefolgungsfalle mit sofortiger Entlassung bedrohte.

Doktor Joachim Becher's Entdeckung war offenbar zu frühe in die Welt gekommen.

3.

Einige Monate waren seit den geschilderten Ereignissen vergangen. Da unternahm eines schönen Sonntagmorgens Edmund Howell mit seiner Braut einen weiten Spaziergang in der ländlichen Umgegend der Stadt, die damals noch nicht einen so ungeheuren Umfang genommen hatte. Ihr Weg führte an einem kleinen seichten Teich vorbei, an dessen Ufer mehrere Kinder sich besüßigten, indem sie einen alten Blechfessel, in dem sie eine Puppe gefest hatten, auf dem Wasser schwimmen ließen. Mit einem bunten Bindfaden sogen sie den Kessel bald nach dieser, bald nach einer anderen Richtung.

„Sieh doch, Edmund!“ rief Eveline scherzend. „Die Kinder da scheinen das schwierige Problem, welches Dir so viele Sorgen machte und noch macht, glücklich gelöst zu haben. Ihr Schiffschiff braucht keinen Kohlentheeranstrich; es ist vor den Bohrwürmern gesichert, denn es ist von Metall.“

Ihre Worte zündeten ein helles Licht in seinem Geiste und ließen sofort in seinem Hirne ein neues Projekt entstehen.

„Du hast recht, Eveline,“ sagte er freudig. „Das scheint mir wirklich zweckmäßig zu sein. Merkwürdig ist's, daß bisher noch kein Mensch an solche einfache Sache gedacht hat.“

„So einfach ist es wohl doch nicht, große Schiffe von Metall zu bauen.“

„Nein, nicht ganz von Eisen oder anderem Metall. Möglich, daß man in späterer Zeit bereinigt auch solche Fahrzeuge zu bauen verstehen wird. Soweit sind wir aber noch nicht. Vorkünftig handelt es sich darum, hölzerne Schiffe besser vor dem raschen Verderben zu schützen, und das kann ja allerdings am besten geschehen, wenn man den Schiffsrumpf vom Kiel bis zur Wasserlinie hinaus oder noch darüber hinweg mit gewaltigem starken Kupferblech beschlägt.“

„Dann versuche doch damit Dein Glück!“

„Anser Glück, süßes Herz! Ja, das will ich.“

Weiter gestimmt und angenehmen Hoffnungen sich hingebend, setzten sie den Spaziergang fort.

Am folgenden Tage bereits machte Howell die Direktoren der Ostindischen Compagnie mit seiner neuen Idee bekannt.

Diese Idee gefiel den Herren und auch den sachverständigen Schiffsbau- meistern, welche sie für äußerst praktisch und also höchst empfehlenswerth hielten.

Von der Zeit ab also begann man

die Schiffsrumpfe mit einer schützenden Kupferhaut zu belegen. Und dies erwies sich wirklich als sehr zweckvoll.

Allerdings war es ja kein neuer Schutzanstrich, sondern etwas ganz anderes, und deshalb erhielt Howell nur die Hälfte der ausgefertigten großen Belohnung.

Aber auch die Admiralität, welche sofort von der Neuigkeit Kenntnis erlangte, beschloß alsbald, fortan mit gleichen Schutzhüllen von Kupferblech die Kriegsschiffe, besonders die gerade im Bau befindlichen, versehen zu lassen. Von dieser Behörde wurde dem Professor eine gleich hohe Belohnung zuerkannt.

Eine dritte Belohnungsumme empfing er von einigen reichten Besitzern von Kupferhütten mit Walzwerken, weil diese Herren durch seine Idee plötzlich zu ihrer Freude ganz außerordentlich große Lieferungsbestellungen erhielten auf gewaltige Kupferbleche, deren ja nun so viele für die Schiffe gebraucht wurden.

Jetzt konnte Edmund sich selbstständig machen, ein schönes stattliches Haus kaufen und darin eine Apotheke begründen und seine Eveline als Gattin heimführen. Damit war er an's ersehnte Ziel seiner Wünsche gelangt.

Doktor Becher's Entdeckung sank in Vergessenheit und schien fast ein Jahrhundert lang ganzlich verloren zu sein. Aber im Sommer 1780 beschäftigte sich dann ein Baron v. Haude aus Schlesien, der Becher's Schriften studirt hatte, wieder mit der Kohlentheer- Angelegenheit. Er reiste eigens deshalb nach Newcastle und suchte dortige Steintohleninteressenten für die wichtige Sache zu gewinnen, was ihm auch gelungen zu sein scheint. Er selbst gelangte freilich nicht zu erheblichen Erfolgen mit seinen Desillusionierungs- versuchen, aber einem anderen, der dadurch zu ähnlichen Experimenten angeregt wurde, glückte es besser.

Im Jahre 1781 brachte nämlich ein gewisser Dunobald, ein Schotte, ein zweckmäßiges Kohlentheer-Gewinnungs-Verfahren zu Stande und erhielt darauf ein Patent. Sein Theer wurde anerkannt als sehr brauchbar und empfehlenswerth für Seeschiffe, Hafenbockwerke und in Hafengewässern eingerammte Pfahlwerke. Des übigen Grundes wegen fand er aber vorläufig zu noch anderen Zwecken keine Verwendung. (Nach Philipp Andreas Rennichs „Reise durch England, Schottland und Irland, hauptsächlich in Bezug auf Produkte, Fabrics und Handel.“) (Tübingen 1807 bei J. G. Cotta.)

Dann aber — etwa ein Jahrzehnt später — kam man endlich dahinter, daß nicht der Kohlentheer, sondern vielmehr der bei der Gewinnung desselben sich entwickelnde widerliche Dunst eigentlich die Hauptsache sei: das Leuchtgas. Man erfand Vorrichtungen, das gefährliche Gas zu bannen und es einzuaspiren in geeignete dichte große Behälter und es durch eiserne Röhren zu leiten, um es dann nutzbar zu machen für Beleuchtungszwecke. Und so gelangte es mit der Zeit im modernen Kulturleben zu der großartigen Bedeutung, die wir alle kennen.

Zur Geschichte der Brieftauben.

Die ersten Brieftauben waren jene Tauben, die Noah vom Berge Ararat ausbandte, um den Stand der Sündfluth zu erkunden. Den Bewohnern des Aethiopenreiches war gleichfalls der gefiederte Bote nicht unbekannt. Seelute Aegyptens, dann die von Syrien und Candia bedienten sich der Tauben, um den Angehörigen auf dem fernen Lande die bevorstehende Landung der Schiffe anzuzeigen.

In den langwierigen Kriegen des Römertums wurden Brieftauben vielfach verwendet. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte, daß während der Belagerung von Modena die Consuln im Feindlager Briefe empfangen, die der Absender Decimus Simius Brutus an die Hüfte von Tauben gehängt hatte. Auch die römischen Glabrutus an die Hüfte von Tauben gehängt haben, um die Nachrichten ihrer Siege den Freunden in der Heimath bekannt zu geben. Uebrigens besaßen die Römer auch Briefschwalben, die zu Trägern von Botschaften abgerichtet waren.

In der Sturm der Völkerveränderung gerietchen die Brieftauben in Europa vollständig in Vergessenheit. Im zwölften Jahrhundert verwandte

der Sultan Naur Eddin in Aegypten regelmäßig die geflügelten Boten. In allen Festungen und Städten halte dieser Herrscher Brieftaubenstationen eingerichtet, durch deren Inossen er von allen wichtigeren Vorgängen unterrichtet wurde. Im ganzen Reich waren Thürme in bestimmten Entfernungen erbaut, in denen sich die Tauben tummelten. Jedem der feineren Taubenschläge standen ein Oberster und zwei Unterbeamte vor. Sie hatten für ihre Schutzföhlenen zu sorgen und sorgfältig über die „Boten des Königs“ zu wachen.

Die Depeschen, Galaz genannt, wurden unter den Flügeln der Tauben befestigt. Steis wurde dieselbe Nachricht für ihre Schutzföhlenen zu sorgen und sorgfältig über die „Boten des Königs“ zu wachen.

Die Depeschen, Galaz genannt, wurden unter den Flügeln der Tauben befestigt. Steis wurde dieselbe Nachricht für ihre Schutzföhlenen zu sorgen und sorgfältig über die „Boten des Königs“ zu wachen.

In Europa ist aus dem Jahre 1572 ein Fall von strategischer Verwendung der Brieftauben bekannt. Bei der Belagerung Haarems durch die Spanier verkleidete der Prinz von Oranien den eingeschlossenen das Herannahen seines Entlassungsbegehrens. Ebenso soll Leyden 1575 durch Brieftauben vor der Uebergabe bewahrt worden sein. Diese Tauben genossen in Leyden das Gnadenbrot bis zu ihrem Tode und nach ihrem Tode wurden sie halbamirt und im Rathhause zu Leyden „zu ewigem Gedenken“ aufbewahrt. Im neunzehnten Jahrhundert bedienten sich die Postämter in London der Brieftauben, um von allen Vorgängen auf dem europäischen Kriegsschauplatz rechtzeitig unterrichtet zu sein. So kam es, daß der Chef des Londoner Hauses Rothschild drei Tage früher von der Niederlage Napoleons I. bei Waterloo wußte als die englische Regierung. Diese natürlich streng geheim gehaltenen Nachrichten trug den Rothschilds ganz fabelhafte Summen auf der Börse ein.

Die gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts neuerfindenden Verfahrrensrichtungen, erst der optische, dann der elektrische Telegraph und die durch die Eisenbahnen ermöglichte rasche Briefbeförderung machten die Brieftauben überflüssig, bis sie bei der Belagerung von Paris 1870/71 wieder zu Ehren kamen. Die Heere aller Kulturvölker haben seit jenem denkwürdigen Krieg die Nützlichkeit der Brieftauben im Felde erkannt und ihre Zucht inkonstitutiv betrieben.

Einen guten Aufsehen die Brieftauben der italienischen Arme, die in den meisten großen Garnisonen Italiens gezüchtet und gepflegt werden. Ein italienischer Hauptmann war der erste, der 1887 Brieftauben zum Him- und Rückflug abrichtete. Er fütterte seine Tauben nicht in ihrem Heimathschlag, sondern zwang sie, es von einer auswärtigen Station zu holen. Bei belagerten Festungen würde diese Art des Botendienstes von größter Wichtigkeit sein.

Die abzufendenden Depeschen werden mit möglichst kleiner Schrift auf ein vorhandenes Formular auf sehr dünnem Papier niedergeschrieben und in eine, etwa drei Centimeter lange Gummipistole gesteckt. Diese wird an einem zwei Centimeter breiten Gummiring festgeklebt, der über einen Fuß der Taube gestreift ist. Diese Art der Befestigung ist hauptsächlich auf den Taubenstationen der Kriegsmarine gebräuchlich. Beim Landtheer werden hierzu auch aus Aluminium hergestellte und an einer Schwanzfeder anzubringende Federklebse benutzt.

Von den Preisen, die gute Brieftauben besonders bei Vereinerungen erzielen, macht man sich gewöhnlich keine rechte Vorstellung. Vor einigen Wochen wurden in Frankreich 92 Tauben des Züchters Coude 3772 Frank bezahlt, also durchschnittlich 41 Frank für jede Taube. Bald darauf brachten 196 Tauben von M. Hausen, Verriers, 14,000 Frank, was einen Preis von 71 Frank für die Taube ergibt. Einzelne vielumschrittene Tauben brachten 240 bis 550 Frank.

Max Bauer.

Unzähliger Vergleich.

Frau A.: „Mein Sohn hat gestern in der Schule eine Prämie bekommen, wir haben uns herzlich gefreut.“

Frau B. (Gattin eines Schlächtermeisters): „Ja, ich kann Ihre Gefühle verstehen; das selbe empfinden wir, als unser Masthuhn auf der Mastviehhausstellung prämiirt wurde.“

Berknapp.

Sie: „Ach, Arthur, ich fürchte Papas Widerstand.“

Er: „Lach nur, ich werde schon mit ihm handelsmäßig werden.“

Im Kur-Hotel.



„Donnerwetter, man merkt, daß wir im Hochgebirge sind. Selbst die Nech-
nuz hat eine schwindelhafte Höhe.“